

Neue Zürcher Zeitung

Der Retter Benghasis

Der libysche General Haftar hat die Islamisten aus der Stadt vertrieben — das Leben kehrt in die Ruinen zurück

ULRICH SCHMID, BENGHASI

Es ist Mitternacht, Benghasi beginnt zu leuchten. Durch die Strassen wälzen sich die Lichterschlangen der Autos, Reklametafeln blinken, kreisende Scheinwerfer suchen den Nachthimmel ab. Vor den Imbissständen stauen sich die Hungrigen, auf holprigen Plätzen spielt man Fussball, aus den Autos dröhnt libyscher Rap. Die nächtliche Kühle belebt, man raucht, isst Kuchen und trinkt Tee, besonders gerne und genüsslich im Zentrum der Stadt in Hafennähe. Hier hat noch vor wenigen Wochen die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) geherrscht.



Der Krieg gegen die Islamisten hat in Benghasi Spuren hinterlassen. Weite Teile der Millionenstadt sind zerstört.

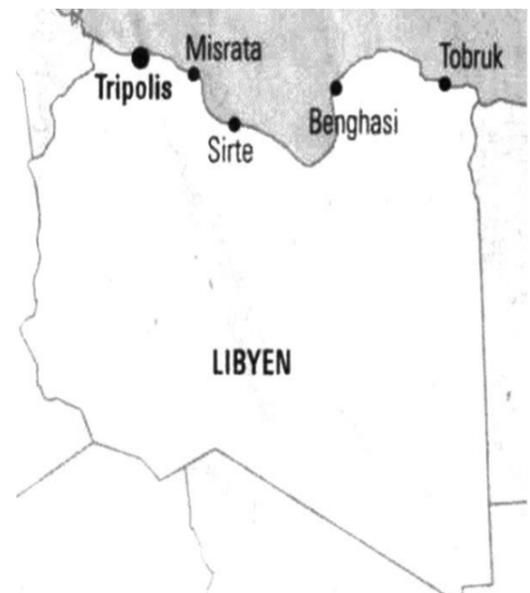
ESAM OMRAN AL-FETOTI / REUTERS

Der grosse Sieger Haftar

Wenn es dann Tag wird, zeigt sich das wahre Gesicht Benghasis. Aus den bizarren Schemen der Nacht werden zerschossene Häuser, Trümmerberge und ausgebrannte Autos. Hier herrschte bis vor einem Vierteljahr Krieg, und das wird noch lange zu sehen sein. Weite Teile der Millionenstadt sind zerstört. Tausende von Häusern sind seit Wochen ohne Strom, Wasserleitungen sind geborsten, und überall dort, wo sich die Jihadisten verschanzt hatten, liegen Minen. «Drei Jahre hat der Kampf gegen die Islamisten gedauert. Nun ist die Stadt befreit», sagt mit genau der richtigen Dosis Pathos der Bürgermeister Benghasis, Abdulrahman al-Abbar, ein vorsichtiger, trocken argumentierender Mann im schlichten blauen Anzug und blauen Hemd. Der Dank für den Sieg gebühre den tapferen Bürgern der Stadt, all jenen, die den Islamismus verabscheuten, vor allem aber General Haftar. Der habe den IS besiegt. General Khalifa Haftar ist der grosse Star in Benghasi. Und wie es sich gehört für Stars, ist er allgegenwärtig. «Er ist unser Vater», sagt eine Frau, die am Hafen Wassermelonen verkauft. «Er muss der Präsident des neuen, vereinigten Libyens werden», findet ihr Gatte, der sie rauchend bei der Arbeit betrachtet. An jeder zweiten Strassenkreuzung ist der Mittsiebziger auf Plakaten zu sehen, einmal väterlich milde blickend, dann wieder streng, bleich und etwas entrückt und stets in die Weite schauend, in die libysche Zukunft, die mit der seinen auf jeden Fall viel zu tun haben wird.

«Haftar hat mutig den Jihadismus bekämpft. Er vertritt durch und durch westliche Werte», sagt Bürgermeister al-Abbar. «Aber nie hat er vom Westen die Hochachtung erhalten, die er verdient hätte. Der Westen kapiert nichts. Er weiss nichts von Haftar. Stattdessen beschäftigt er sich mit Typen wie Fayez al-Sarraj, dem Chef der Einheitsregierung. Wo der doch in Tripolis im Hausarrest sitzt, eine Marionette an den Fäden der islamistischen Milizen.» Für Menschen wie Mouftah Amer ist Haftar der grosse Held. Mouftah ist ein junger Englischlehrer. Er hat in London gelebt, unterrichtet am örtlichen Cambridge Institute und ist ein kluger, irgendwie rührender Enthusiast. Zusammen mit Freunden fabriziert er Videos, in denen er seine Generation auffordert, sich der Welt zu öffnen und Fremdsprachen zu lernen. Er rezitiert Shakespeare und spricht gerne von seiner Liebe zu Toleranz, Pluralismus und Demokratie. Eines ist ihm klar: Ohne Haftar wäre seine Zukunft zerstört gewesen. «Ich hätte mich gleich erschiessen können, wenn die gewonnen hätten.» Die Amers haben unter den Jihadisten gelitten. Sie mussten 2015 ihre Wohnung im Zentrum verlassen und in eine öde Bleibe am Stadtrand ziehen. Dort, zwischen Abfall und Betonmischern, vernahmten sie täglich die neusten Horrorgeschichten aus ihrem alten Wohnquartier: die von den Jihadisten, die den Sohn eines Kaufmanns vor dessen Augen enthaupteten und mit dem Kopf Fussball spielten; die vom achtjährigen Mädchen, das einem bärtigen Fremden die Tür öffnete und dann zusehen musste, wie sein Vater im Kugelhagel hinsank.

Schaugeschichten werden oft erfunden, um den Feind zu diskreditieren. Der IS aber diskreditiert sich selber, im Internet ebenso wie in den Strassen Benghasis. Zwei Strassenzüge in Khribish, einer Gegend nahe dem Fischmarkt, werden noch heute vom IS kontrolliert. Wir erreichen sie über die Gamal-Abdel-Nasser-Strasse, die vor drei Tagen noch gesperrt war. Die Munition scheint den Extremisten ausgegangen zu sein, jedenfalls wird kaum noch geschossen. Über die Zustände, die in den letzten Überresten des Kalifats herrschen, kann man nur mutmassen. Angenehm wird es nicht sein. Dieselben Jihadisten, die einst vor Wonne und Mordlust glühend am libyschen Strand ägyptische Kopten köpften, essen nun Katzen und Tauben und Ratten. Falls sie noch kräftig genug sind, sie zu fangen.



Die Rache der Verlierer

Die Leute Haftars zeigen keine Eile bei der Rückeroberung. Man warte, sagt uns Mabruk Salieh, ein älterer, auffallend phantasievoll dekoriertes Mann, der die zerstörte und ausgebrannte Gegend beaufsichtigt. Es sei unnötig, das Leben der eigenen Leute zu riskieren. Nicht in erster Linie die Kugeln des IS sind gefährlich, sondern die Tretminen. Minen sind die Waffe des Verlierers, der sicherstellen will, dass der Feind auch im Sieg noch bluten muss. Der IS hat in Benghazi genau wie schon in Sirte eine bemerkenswerte Fähigkeit entwickelt, aus allem Verfügbaren, sogar aus Torpedos, tödliche Sprengfallen zu bauen. Hunderte von Menschen sind diesen teuflischen Konstrukten zum Opfer gefallen, viele werden ihnen folgen.

Terrorherrschaft der Barbaren

Westler fragen oft, wie sich die Extremisten so lange halten konnten in Benghazi. Die Bürger, die die islamistische Tortur miterlebt haben, können über solche Ignoranz nur den Kopf schütteln. Begonnen hatte alles mit dem Angriff auf das amerikanische Konsulat 2012, dem der Konsul Christopher Stevens und drei seiner Mitarbeiter zum Opfer fielen. Der Angriff wird der Gruppe Ansar al-Sharia zur Last gelegt; in den Jahren darauf erstarkte die Miliz gewaltig. Wie ein Riesenkrake ergriff sie von der Stadt Besitz. Es gab keine Front. In fast allen Quartieren nisteten sich Menschen ein, die zuerst als Durchschnittsbürger auftraten, sich dann aber rasch als Islamisten entpuppten. Polizeiposten wurden angegriffen, Bomben explodierten, aus vorbeirasenden Autos wurde geschossen. Frauen, die sich zu «westlich» gaben, wurden bedroht und umgebracht. In der Masse, in der sich der Terror ausbreitete, wich die Staatsmacht zurück, die Stadt versank im Morast der Angst und Apathie. Augenscheinlich verfügten die Jihadisten über unerschöpflichen Nachschub. Dieser sei vor allem aus Katar gekommen, sagt Bürgermeister Abbar. Über die Türkei seien Waffen, Munition und selbst ein brandneuer Helikopter (den allerdings keiner der Jihadisten zu fliegen verstand) nach Misrata und von dort nach Benghazi gebracht worden.

Vier Schritte seien jetzt zu bewältigen, sagt Abbar. Der IS müsse vollständig besiegt werden. Dann müsse es Frieden geben und eine echte Aussöhnung zwischen dem Westen und dem Osten Libyens, dann komme der Wiederaufbau. Doch nichts von alledem könne ernsthaft in Angriff genommen werden, bevor nicht die Minen geräumt seien. Die Uno aber und die westlichen Staaten gäben zu wenig Geld und Minensuchgeräte.

Heute pulsiert das Leben, trotz der Minen. Die Polizei, die sich 2015 und 2016 noch ängstlich versteckt hatte, zeigt sich wieder, und in den Ruinen zwischen der zweiten und der dritten Ringstrasse übt sich die coole Jugend bereits wieder im Gründen von Start-ups.



Khalifa Haftar
Libyscher General

Schnöder Westen

U. Sd. • Feldmarschall Khalifa Haftar war einst ein Mitstreiter von Oberst Ghadhafi, mit dem er sich allerdings überwarf. Von den USA aus betrieb er jahrelang den Sturz des libyschen Diktators; er hat dabei die Nähe zur CIA nicht nur gesucht, sondern auch gefunden. Doch als er in Benghazi seine «Operation Würde» lancierte, war er schwach, hatte kaum Waffen und nur wenige Getreue, und der Westen, dem er nicht ins Konzept passte, versuchte, ihn zu ignorieren. Als sich 2015 in Benghazi der IS ausbreitete, mörderischer als Ansar al-Sharia und noch skrupelloser, schien Haftar der sicheren Niederlage entgegenzugehen. Die Spitäler waren voll von seinen Soldaten.

Mit der Hilfe Ägyptens, der Emirate und Russlands gelang es Haftar, das Blatt zu wenden. Die Vorstädte wurden eine nach der andern befreit, die Islamisten wurden zurückgedrängt. Nur im Zentrum halten sie sich noch an einigen Stellen, am Maidan al-Shajara, dem Baumplatz, am Hafen und am Fischmarkt: da ist die Gefahr von Snipern noch nicht völlig gebannt. Dem Westen jedoch gilt Haftar als problematische Figur, weil er die Einheitsregierung in Tripolis ablehnt und seine eigene Armee ohne deren Erlaubnis aufgebaut hat. Zwar begriff man in den europäischen Hauptstädten ansatzweise schon, was Haftar im wilden Osten Libyens zu bewältigen hatte. Grossbritannien, Italien, Frankreich und Jordanien standen ihm im Kampf gegen die Jihadisten mit Spezialkräften diskret zur Seite. Doch die Uno hatte auf Sarraj gesetzt, und dabei blieb sie, obwohl er in Libyen faktisch nichts zu sagen hat. Militärische Erfolge kann Sarraj keine aufweisen, den Kampf gegen den IS in Sirte haben die Milizen aus Misrata gewonnen. Rückhalt im Volk hat er keinen, dafür ist er auf die Protektion der islamistischen Milizen von Tripolis angewiesen.

Haftar dagegen kann reale Erfolge vorweisen. Er hat die Islamisten geschlagen, und in seinem Reich geht es heute geordneter zu als in Tripolis. Natürlich bleiben viele Fragen offen. Niemand weiss, wie sich Haftar entwickeln wird. Krieg kann er. Aber kann er auch Demokratie? Vorläufig gibt es davon in Benghazi keine Spur, wie selbst Anhänger des Generals unbefangen einräumen. Hier gibt es nur einen, der die wichtigen Fragen entscheidet. Und zimperlich ist Haftar nicht, das hat bereits die «Operation Würde» an den Tag gebracht. Laut Menschenrechtsorganisationen hat Haftar sie mit grösster Brutalität geführt. Im Kampf gegen die Ansar al-Sharia standen ihm zudem bewaffnete Gruppen zur Seite, die mit verdächtigen Zivilisten grausam verfahren.

Der Westen täte dennoch gut daran, sich mehr mit Haftar zu beschäftigen. Libyens Zukunft sollte nicht der ägyptisch-emiratisch-russischen Achse überlassen werden. Der Uno-Sondergesandte für Libyen, Martin Kobler, scheint das begriffen zu haben. Bereits 2016 hatte er im Gespräch mit der NZZ angedeutet, dass man gegenüber Haftar offen ist und daran denkt, ihn in eine künftige Regierung einzubinden. Nach dem Sieg Haftars in Benghazi wäre es vielleicht realistischer, wenn man sich fragte, wie Sarraj in eine künftige Regierung Haftar einzubinden wäre.